

dima wannous  
die verängstigten



dima wannous

die verängstigten

Roman

Aus dem Arabischen und  
mit einem Nachwort versehen  
von Larissa Bender

Blessing

Originaltitel: *al-Khaifoun*  
Originalverlag: Dar al-Adab, Beirut

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage, 2018

Copyright © 2017 by Dima Wannous

Copyright © 2018 by Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Bauer+Möhring Grafikdesign GbR, Berlin,

unter Verwendung einer Abbildung

von [123rf.com](http://123rf.com)/Ekaterina Nikolaenko

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Einband: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

978-3-89667-627-6

[www.blessing-verlag.de](http://www.blessing-verlag.de)

Vor genau fünfzehn Jahren saß ich in Kamils Praxis. Kamil, wirst du je lesen, was ich jetzt schreibe? Klingelt es dir bei dieser Zahl in den Ohren? Fünfzehn Jahre, Kamil. »All diese Jahre«, wie es so schön heißt. Und du sprichst in meinen Träumen über viereinhalb Jahre gleichsam, als wären auch das »all diese Jahre«!

Ich saß in dieser winzigen Praxis, die sich nach allen Seiten hin ausdehnte, sodass sie Dutzenden Patienten Platz bot. Nur einige wenige von ihnen hatten länger als eine Woche im Voraus einen Termin vereinbart. Die meisten waren Notfälle und kamen nicht aus Damaskus, sondern von außerhalb. Sie saßen auf den wenigen Stühlen oder hockten draußen auf der schmalen Treppe. Rauchend betrachtete ich die Patienten um mich herum, während die Sprechstundenhilfe, die außergewöhnlich niedlich und hübsch war, mit großer Ernsthaftigkeit ein Skript ihrer Vorlesungen studierte, um sich auf die Halbjahresprüfungen vorzubereiten. Von Zeit zu Zeit schaute sie verstohlen zu mir herüber und lächelte. Obwohl sie so niedlich war, wirkte sie meistens gelangweilt. Der Mensch kann niedlich und gelangweilt zugleich sein. Diese Sprechstundenhilfe war

eine junge Frau, die sowohl studierte als auch arbeitete. Sie sorgte für ihre Familie, die wie viele andere von der Katastrophe heimgesucht worden war. Ihre Mutter hatte, nachdem ihr Mann ein paar Jahre zuvor gestorben war, alle erdenklichen Krankheiten bekommen. Sie war eine agile, schöne Frau gewesen, und das Leben hatte es gut gemeint mit ihrem fünfzigjährigen schlanken Körper. Doch nachdem ihr geliebter Mann gestorben war, bekam sie Bluthochdruck, Diabetes, Probleme mit den Nieren und der Schilddrüse und war plötzlich nur noch eine weiche Masse, die das Bett hütete. Die geschiedene Schwester der Sprechstundenhilfe lebte mit ihrer zweijährigen Tochter ebenfalls bei ihnen. Der einzige Bruder hatte schon vor langer Zeit den Verstand verloren. Mit einundzwanzig Jahren hatte er sich in eine Kommilitonin an der Hochschule der Bildenden Künste verliebt, wo auch ich studiert habe. Jene Kommilitonin war die Tochter eines Offiziers niederen Ranges und wohnte in »Mazzeħ 86«. Eines Tages hatte der Sohn eines Geheimdienstabteilungschefs sie zufällig an der Uni gesehen. Welcher Geheimdienst, hat Laila mir nicht erzählt. Das war unwichtig. Der Junge verliebte sich in sie und wollte sie zu einem Ausflug zum »Domizil« seines Vaters mitnehmen. »Domizil« ist unter den Söhnen der hohen Tiere ein gängiger Ausdruck für ein Grundstück in den Außenbezirken von Damaskus, ein Geschenk an jeden ranghöheren Offizier, damit er dort mit seiner Familie seine Freizeit und seine Ferien verbringen kann. Das Mädchen lehnte das Angebot ab, denn es war mit Lailas Bruder zusammen. Eines Morgens wurde Lailas Bruder auf offener Straße entführt. Eine ganze Woche lang war er spurlos verschwunden. Als er in seine Wohnung in Masaken Barzeħ

zurückkehrte, war er nur noch ein leerer Körper. »Tagelang haben sie ihn mit dem Kopf nach unten an den Füßen aufgehängt, so lange, bis er das letzte Körnchen Verstand verloren hat.« Ich kann mich noch gut an diesen Satz erinnern. Laila hatte mir die Geschichte bei einem meiner Besuche erzählt, als außer ihr und mir niemand mehr in der Praxis war. Sie sagte, er sei ohne Verstand zurückgekommen. Seit jenem Tag saß ihr Bruder hinter verschlossener Tür in seinem Zimmer am geöffneten Fenster, das auf die sehr belebte Hauptstraße von Masaken Barzeh hinausging, und rief den Leuten zu: »Habt ihr den Präsidenten gesehen? Wenn ihr ihn zufällig seht, dann holt ihn her. Sagt ihm, dass ich mein Zimmer nicht verlasse, bis er mich persönlich besuchen kommt!« Niemand scherte sich um seine Worte. Ein Verrückter, der den Verstand verloren hatte. Die Beschimpfungen und Beleidigungen, die ihn trafen, wenn er aus dem Fenster urinierte und dabei auf einen Passanten zielte, kümmerten ihn nicht.

Laila verbrachte ihre Zeit in dieser kleinen Praxis, unter Menschen, die ihrem Bruder auf die eine oder andere Weise ähnelten. Ihre Geschichten waren nicht weniger bizarr als seine. Sie lernte, vereinbarte Termine, trank Unmengen Nescafé mit Milch, qualmte wie ein Schlot und kehrte dann in ihre Wohnung zurück, um sich um ihre Mutter zu kümmern – diese weiche Masse im Bett –, ihre einzige Schwester, die geschieden war, sowie deren Tochter und ihren Bruder, der in seinem Zimmer und in seinem Wahn gefangen war. Wenn ich Laila ansah, fiel mir immer diese süße Niedlichkeit auf, die trotz allem ganz unbewusst aus ihren Augen quoll. Wie schwer muss es für einen einzelnen Menschen sein, gleichzeitig die Rolle von Mutter, Vater, Arzt und Ehe-

mann einzunehmen und dabei immer einen neutralen Gesichtsausdruck zu bewahren und nur wie man selbst auszusehen. Angesichts der schwierigen Aufgaben, die ein Mensch zu bewältigen hat, muss sich seine Miene doch unweigerlich verändern. Er wird mal mürrisch, mal selbstsicher wirken. Für einen winzigen Moment wird sein Blick hart, dann wiederum werden seine Augen von Zärtlichkeit umspielt sein.

Während ich dort saß und meinen Blick über die Wartenden schweifen ließ, trat ein etwa dreißigjähriger Mann ein. Er war groß und breitschultrig, hatte dichtes tief-schwarzes Haar, und seine Gesichtszüge waren von einer Klarheit, dass sie wie gemalt oder gemeißelt wirkten. Seine Brust war nach vorn gewölbt, und ich beneidete ihn dafür, so viel Luft in sich aufnehmen zu können. Dieses bestimmte Glücksgefühl darüber hatte ich bei jenem ersten flüchtigen Treffen nicht verspürt, sondern erst Monate später, nachdem wir uns kennengelernt hatten. Ich, die ich immer Angst habe zu ersticken und bei der Vorstellung in Panik gerate, dass mir die Luft ausgehen, dass ich nicht genügend Luft abbekommen und ersticken würde, ich beobachtete, wie Nassim tief einatmete, um seine Lungen zu füllen. Denn sie waren größer als die von uns normalen Menschen, Menschen mit einem flachen Brustkorb oder im besten Fall mit einem Brustkorb, der nicht über den Bauch hinausragt. Mir waren seine straffen, harten Muskeln aufgefallen, die sich rund hervorwölbten und erkennen ließen, dass ihr Besitzer in jeden einzelnen von ihnen ganz vernarrt war. Er arbeitete schwer daran, jeden einzelnen Muskel unabhängig von den anderen zu kräftigen. Es war zwar Winter, und die dicke Kleidung verbarg diese De-



tails, aber irgendwann schob er seine Ärmel zurück, und ich konnte seine Handgelenke sehen. Ich bin verrückt nach dieser Region zwischen Hand und Ellbogen, diesem Stück Körper, das sich über eine kurze Distanz erstreckt und mich in einen anderen Himmel trägt, wo es nicht an Weite mangelt und es immer genügend Luft zum Atmen gibt. Und ich bin verliebt in Knochen. Ich liebe die Vorsprünge des Körpers. Körper, deren Knochen unter weichem Fleisch verborgen sind, überzeugen mich nicht. Ich suche nach jenen Vorsprüngen an Händen, Gelenken, an der Kehle und zwischen Hals und Brust. Das Schlüsselbein. Wie kann ein so wuchtiges Wort wie »Schlüsselbein« eine so offene und warme Körperregion bezeichnen?!

Nachdem er sich gesetzt, seine Ärmel hochgeschoben und ich die vorstehenden Knochen an den Handgelenken unter seiner dünnen Haut gesehen hatte, die von dichtem schwarzem Haar bedeckt war, wanderte mein Blick zu seinen Füßen. Die Jeans war ein Stück hochgerutscht, weil er ein Bein über das andere geschlagen hatte. Zwischen seinem Sportschuh und der Unterkante der Jeans sprang dieser Knochen hervor. Ich kenne keinen vernünftigen Grund für meine Leidenschaft für Knochen, und ich habe Kamil nie gesagt, dass ich Knochen über alles liebe.

Nassim hatte sich mit all seinen Knochen auf den mit billigem braunem Leder überzogenen Metallstuhl gesetzt. Ich sah ihn an. Er nahm keine Notiz von mir. Im Grunde nahm er von überhaupt niemandem Notiz. Er zündete sich sogar eine Zigarette an und aschte auf den Boden. Ich schaute zu Laila hinüber, die verdutzt dreinblickte. »Vor Ihnen auf dem Tisch steht ein Aschenbecher«, sagte sie in ruhigem Ton zu ihm. Mit diesem Satz schien sie Nassim

aus einer langen Geistesabwesenheit zu holen, die so tief war wie das Meer, vor dem er sich so fürchtet. Er sperrte die Augen weit auf, entschuldigte sich aber nicht, sondern sah nur nach links, wo der Tisch mit dem angestoßenen Aschenbecher stand. Er aschte hinein und scherte sich nicht um die Asche, die er vorher auf den Boden hatte fallen lassen. Er beugte sich nicht hinunter, um sie vom Boden aufzuwischen. Als säße er in einem Park oder auf der Straße und ein Windstoß übernehme das früher oder später. Als wäre Laila gar nicht da. Nassim dachte überhaupt nicht daran, dass Laila sich gleich bücken würde, um die Asche vom Boden aufzusammeln. Ich war vor ihm an der Reihe. Während ich mit Kamil sprach, hatte ich das Gefühl, Nassim lausche heimlich meinem Leben, das sich auf die kleinen Karten ergoss, die vor Kamil auf dem Schreibtisch lagen und auf denen er geheimnisvolle Symbole notierte. Ich war an jenem Tag ganz von Trauer erfüllt und hatte mir vorgenommen, ihm von einem merkwürdigen Traum zu erzählen, den ich in der vergangenen Nacht gehabt hatte. Doch dann änderte ich meine Meinung. Lag es an jenem wunderlichen Mann mit den vorstehenden Knochen, der dort hinter der dünnen Holztür saß? Ich erzählte Kamil also nicht, dass ich im Traum auf dem Dach eines alten niedrigen Hauses in Damaskus gesessen hatte. Es war Vollmond, ich saß am Rand des Daches, und es war mir egal, ob ich hinunterfallen könnte. Ich betrachtete den Mond, glücklich darüber, dass er rund war, und wunderte mich gleichzeitig über mich selbst, weil ich ihn normalerweise rund nicht mag. Ich mag keine vollkommenen, runden, gefüllten, fertigen Sachen. Ich mag die Dinge unvollständig. Gerade die Unvollständigkeit gibt mir das Gefühl

von Vollständigkeit und Fülle. Aber an jenem Abend war ich glücklich darüber, dass der Mond voll war, rot und rund wie ein Brotfladen. Meine Seele war der Ursprung seiner Vollkommenheit, als wäre sie ein Spiegel, der meine eigene Vollkommenheit und Fülle reflektierte, obwohl ich doch meistens damit beschäftigt war, mich selbst für die Fehler, die ich möglicherweise begangen hatte – oder auch nicht –, zu tadeln, zu schlagen und zu bestrafen. Für alles Schlechte, was auf der Welt geschah, tadelte ich mich, als trüge ich einen Teil der Verantwortung. Vielleicht einfach deshalb, weil ich geboren worden war. Allein meine Anwesenheit auf dieser seltsamen Welt machte mich für einen Teil der Katastrophen, die sich ereigneten, verantwortlich. Dann fiel mein Herz hinunter. Nein, es fiel nicht unvermittelt, sondern der Mond fiel auf die Erde, und ich hatte das Gefühl, mein Herz falle mit ihm. Ich verspürte einen schmerzlichen Verlust. Im gleichen Augenblick fuhr vor mir am Himmel, der sich nach dem Herunterfallen des Mondes verdunkelt hatte, polternd und krachend ein Auto vorbei. Ein Mann saß am Steuer, seine Frau auf dem Beifahrersitz. Ich wusste nicht, ob es wirklich seine Frau war, aber ich schloss es aus der Langeweile in ihren Gesichtszügen. Waren alle Ehepaare gelangweilt? Der Mann, der das Auto über den Himmel fuhr, war in den Sechzigern, seine Frau ebenfalls. Ich erzählte Kamil nicht von jenem Traum. Ich begann zu stottern und verlor die Lust am Reden. Kamil versuchte, mich auszupressen, fragte mich aus, zog mir die Worte geradezu aus der Nase. Und ich musste an jenen Mann denken, der da draußen saß. Als ich Kamils Zimmer verließ, schaute ich dem Mann in die Augen. Er war versunken. Er sah mich an, doch sein Blick war abwesend. Er

schien zur Tür zu schauen, die sich öffnete und schloss, ohne jemanden herauskommen zu sehen.

Lange Wochen nach unserer ersten flüchtigen Begegnung hatte er direkt vor mir einen Termin. Er kam heraus, und ich ging hinein. Dann verließ ich das Zimmer wieder und verabschiedete mich von Laila. Ich stieg die lange schmale Treppe hinunter und war überrascht, ihn auf der letzten Stufe des dreistöckigen Gebäudes sitzen zu sehen. Als ich an ihm vorbeiging, grüßte ich. Er sah mich mit demselben abwesenden Blick an und sagte gleichgültig: »Ich habe fünfzig Minuten auf Sie gewartet. Darf ich Sie auf einen Kaffee einladen?« Ich nickte. Wir verließen das Gebäude und gingen ziellos durch die Straßen. Auf der ganzen Strecke, die uns zur Hamra-Straße und dann nach Schaalaa führte, sprachen wir kein Wort. Beim Scham-Hotel blieb er kurz stehen und trat, ohne mich zu fragen, ob ich vielleicht lieber woandershin gehen wolle, ein. Ich folgte ihm. Er wählte einen Tisch direkt neben dem Fenster. Ich setzte mich ihm gegenüber. Er rief den Kellner und sagte völlig selbstverständlich und ohne zu zögern: »Bringen Sie mir ein sehr kaltes Almaza!« Was ich trinken wolle, fragte er nicht. Der Kellner sah mich erwartungsvoll an. »Eine Tasse Kaffee mit wenig Zucker«, sagte ich. Sogar in jenem Moment schaute Nassim mich nicht an. Er war damit beschäftigt, den Passanten vor den Fenstern hinterherzustarren. Ich fühlte mich unwohl. Was mache ich hier, fragte ich mich. Mit diesem komischen Mann mit den vorstehenden Knochen? Ich kannte noch nicht einmal seinen Namen. Und ich hätte es seltsam gefunden, ihn jetzt nach seinem Namen zu fragen, denn wie hätte ich denn mit einem Mann ausgehen können, von dem ich noch nicht

einmal wusste, wie er hieß? Auch er hatte mich nicht nach meinem Namen gefragt. Vielleicht interessierte es ihn auch absolut nicht, wie ich hieß. Er zündete sich eine Zigarette an und begann auf eine merkwürdige Art zu rauchen. Er nahm einen tiefen Zug, blies einen Teil des Qualmes in kleinen Wölkchen aus, die er anschließend wieder tief inhalierte. Ich betrachtete diese Wölkchen, die er alle wieder einsog, ohne dass davon auch nur ein einziger dünner Faden entwich. Er schien mir selbstsicher, stabil, innerlich gefestigt, als genügte er sich selbst und sei genauso von sich selbst ausgefüllt, wie ich es in dem Traum gewesen war, den ich Kamil nicht erzählt hatte. Warum brauchte er denn dann Kamil, fragte ich mich. Wollte er dieses Selbstvertrauen stärken und jene Stabilität in sich verankern? Oder hatte Kamil erst das aus ihm gemacht, was er jetzt war? Er trank das Bier aus der Flasche, er setzte sie an die Lippen und schluckte sehr bewusst. Es war nicht die Schwerkraft, die diese braune Flüssigkeit in seinen Mund beförderte, er selbst bestimmte sein Tun. Das verstärkte noch meinen Eindruck von seinem Selbstvertrauen und seiner inneren Festigkeit. Ich trank meinen lauwarmen Kaffee, der abscheulich schmeckte, und spürte, wie sich die Anspannung in meinem Kopf ausbreitete und mir den kalten Schweiß auf die Stirn trieb. Mein Herz begann mit seiner verfluchten Raserei. Die Schläge pochten mir gegen die Brust, die Adern und den Hals. Ich riss meine Handtasche auf und suchte hektisch nach der Packung Xanax. Ich brach eine Tablette in zwei Hälften und legte mir eine Hälfte unter die Zunge, wie Kamil es mir bei Panikanfällen geraten hatte. Man lässt die Tablette unter der Zunge zergehen, dann steigt der Wirkstoff schneller in den Kopf.

Ich trank einen Schluck Wasser. Der mir unbekannte Mann sah, was ich tat. Er sah, wie ich hektisch meine Hand in meine Tasche steckte, die Packung herausriss und mir die halbe Tablette in den Mund schob, deren Wirkung er bestimmt nicht kannte, und wie ich dann einen Schluck Wasser trank. Er sah mich. Er blickte mich mit der für ihn typischen Ruhe an – von der ich damals noch nicht wusste, dass sie für ihn typisch war. Seine Miene veränderte sich überhaupt nicht, weder verzog er das Gesicht, noch entspannte er es. Weder war er überrascht, noch war er neugierig, zu erfahren, was der Grund für meine plötzliche Anspannung war. Das beschleunigte die beruhigende Wirkung der halben Tablette noch. Denn Fragen steigern meine Verlegenheit in solchen Augenblicken plötzlicher Panik noch zusätzlich. Die Vorstellung, dass man von mir verlangen könnte, mich zu rechtfertigen und zu erklären und Fragen zu beantworten, die mir sinnlos erscheinen, vergrößerte meine Angst nur noch. Er trank den letzten Tropfen Bier, dann verlangte er die Rechnung, bezahlte und stand ganz unvermittelt auf. »Danke, dass Sie meine Einladung angenommen haben«, sagte er. »Wir werden uns sicher wieder treffen. Freut mich, Sie kennengelernt zu haben.« Dann war er fort, als wäre er nie da gewesen. Und ich fragte mich, warum wir uns bestimmt wiedertreffen würden. Was machte ihn da so sicher? Und: Es hatte ihn gefreut, mich kennengelernt zu haben! Hatte er mich denn wirklich kennengelernt? Wir hatten kein einziges Wort miteinander gewechselt! Er hatte sein Bier getrunken und ich meinen abscheulichen lauwarmen Kaffee, dann war er gegangen. Hatte er gemeint, dass wir noch einmal zusammen Bier und Kaffee trinken würden? Brauchte er jeman-

den, der mit ihm zusammensaß, bis er sein Bier ausgetrunken hatte?

Einige Wochen später geschah das Gleiche. Ich verließ Kamils Praxis und fand ihn rauchend auf der Treppe. »Kaffee?«, fragte er mich. Damals fragte ich mich, ob er mich wie beim letzten Mal zu einer Tasse Kaffee einladen und dann Bier bestellen würde. Und warum er die Einladung bei diesem zweiten Mal so kurz und knapp hielt, anstatt den Wunsch, mich zum Kaffee einzuladen, in einem ganzen Satz auszudrücken. Hatte er nichts als dieses eine Wort »Kaffee« gefunden, begleitet von einem fragenden Unterton und von einem in der Luft schwebenden Fragezeichen? Es hatte genau jenem Fragezeichen geglichen, wie ich es später um seinen Kopf kreisen sah, zusammen mit unzähligen, sich überlagernden Buchstaben. Ich begnügte mich mit einem kurzen widerwilligen Kopfnicken. Dieses Mal aber fügte ich hinzu: »Ich mag das Café im Scham-Hotel nicht.« »Und welches mögen Sie?«, fragte er. »Das Marmar«, antwortete ich, ohne zu zögern. Er drehte sich bewusst langsam zu mir um, sah mich verwundert an, und noch bevor ich einen Rückzieher machen konnte, sagte er: »Okay.« Ich ging los. Er folgte mir. Ich weiß nicht, warum ich das Café Marmar vorschlug. Vielleicht, um die Dinge von Beginn an klarzustellen? Oder weil er jede Einladung als Einladung zum Kaffee bezeichnete, selbst wenn er Bier trinken würde? Das Marmar war eher kein Ort, um Kaffee zu trinken.

Es war kurz nach vier Uhr. Frauen, Kinder und fliegende Händler saßen auf dem langen und breiten Gehsteig von Dschir al-Abyad und boten ihre chinesischen Waren feil. Der Lärm machte mich nervös. Ich trat rasch

auf die Straße, um ein Taxi anzuhalten. Lange Minuten verstrichen, bis wir eines fanden. Er war auf dem Gehsteig stehen geblieben, nur ich hatte ein paar Schritte nach vorn gemacht, um in diesem ganzen Verkehrsgetümmel ein freies Taxi zu finden. Ich stieg in den Fond, und er setzte sich neben mich. Ich wunderte mich. Normalerweise saßen die Männer neben dem Fahrer. Die Fahrer missbilligten üblicherweise, wenn ein Mann sich auf den Rücksitz neben eine Frau setzte. Sie betrachteten es als Beleidigung ihrer Männlichkeit oder im besten Fall als Herabminderung der Männlichkeit des Fahrgastes, der hinter dem Fahrer im Fond neben einer Frau Platz nahm. Sobald wir im Auto saßen und ich zum Fahrer gesagt hatte: »Nach Bab Touma, bitte!«, bewegte sich seine Hand in Richtung meiner. Er ergriff meine Hand und sah aus dem Fenster. Er nahm sich meine Hand ganz einfach so, ohne sich um irgendetwas zu kümmern und ohne sich die Mühe zu machen, mir in die Augen zu sehen. Und ich dachte in jenem Augenblick nur, dass mir seine Hände gefielen. Dass jene schöne Hand nun meine hielt und dass ich diesen Moment nicht zerstören wollte. Meine Hand fügte sich seiner und hielt sie ganz fest, damit sie ihr nicht ent schlüpfte. Seine Hand war warm. Aber sie wärmte meine Hand nicht. Hatte er ein kaltes Herz? Meine Mutter sagte immer: »Kalte Hand, warmes Herz.« Aber ich habe kein einziges Mal das Gegenteil von ihr gehört.

Ich erzählte Laila nicht, dass wir mehrmals miteinander ausgegangen waren. Ich glaube auch nicht, dass er es ihr gesagt hat. Er hatte sowieso kein gutes Verhältnis zu Laila. Seit er auf den Boden geascht hatte, schien eine Verständigung zwischen ihnen schwierig geworden zu sein. Er fragte



mich kein einziges Mal, warum ich zu Kamil ginge. Und ich fragte ihn auch nicht. Wir gingen einmal im Monat zusammen aus, dann einmal alle zwei Wochen, dann verging keine Woche, ohne dass wir uns nicht mindestens einmal trafen. Ich erfuhr, dass er Schriftsteller war. Ich suchte in allen möglichen Buchhandlungen nach seinen Büchern und fand kein einziges. Nicht einmal sein Name war den Buchhändlern bekannt, die alles wussten, was mit Büchern zu tun hat. Damals lebten wir noch nicht im Zeitalter von Google. Unser Leben war eingeschränkt bis zum Überdruß. Ich erzählte ihm, dass ich kein einziges Buch von ihm gefunden hätte. Er lächelte. Es war nicht leicht, Nasim ein Lächeln abzurufen. Seine Lippen öffneten sich zwar leicht zu einem Lächeln, aber es war deutlich sichtbar, dass es sich ihm nur mit Mühe entwand, und er fühlte sich unwohl, bis er die Lippen wieder geschlossen hatte. Später erfuhr ich, dass er seine Bücher unter Pseudonym veröffentlichte. »Aus Angst vor Verfolgung?«, fragte ich. Er schüttelte den Kopf. »Aus Angst vor der Angst.« Punkt. Mehr sagte er nicht. Ich verspürte ein heftiges Bedürfnis, ihn zu umarmen, diesen seltsamen Mann zu umarmen, der da vor mir saß und über den ich nichts wusste. Ich wusste, dass er vorstehende Knochen hatte und unter Pseudonym schrieb. Aber in jenem Augenblick wurde mir klar, dass ich mich mit diesem Mann mit den vorstehenden Knochen an einem Punkt traf, der mein Leben verändern würde: »Aus Angst vor der Angst.« Unter der Wirkung genau dieser Worte lebte ich. Angst hat keine eindeutige Form oder Bedeutung, aber diejenigen, die unter dieser Angst vor der Angst leiden, beschreiten den gleichen Weg. Ich bat ihn, mir seine Angst vor der Angst genauer zu beschreiben, und

sagte, ein Schriftsteller sei vielleicht eher zu Beschreibungen in der Lage als andere Menschen. »Kann es sein, dass deine Fantasie Schaden nimmt?« »Genau, denn die Antwort auf deine Frage hat mit Fantasie gar nichts zu tun.« Mit diesem Satz begnügte er sich.

Nassim hat Angst vor der Angst. Würde er seine Romane unter seinem Namen veröffentlichen, würde er sich davor fürchten, Angst zu haben! Keine konkrete Angst, wie zum Beispiel vor Verhaftung oder Verfolgung oder einem Verhör oder Reiseverbot, sondern es ist eine Angst, die vor dieser Angst kommt. Obwohl er noch nie verhaftet oder vorgeladen wurde, hat er Angst und fürchtet sich davor, mit seinen Ängsten und seinen Befürchtungen konfrontiert zu werden. Er reagiert auf diese Angst, indem er ein Pseudonym verwendet, das ihn auf gewisse Weise schützt. Als ich weiter über seinen Satz nachdachte, stellte ich fest, dass es nicht einfach nur Angst vor der Angst nach der Veröffentlichung war, sondern eine Angst vor der Angst während des Schreibens. Denn wenn er unter seinem Namen schreiben würde, hätte er Angst, und diese Angst würde ihn zum Gefangenen machen. Während das Pseudonym ihn beim Schreiben offener und mutiger werden ließ und ihn vor der Selbstzensur bewahrte. Denn Nassim, dieser Nassim, ist eigentlich kein Schriftsteller, sondern Arzt. Sein Pseudonym ist der Schriftsteller. Aber warum hatte er mir nicht gesagt, dass er Arzt war, sondern sich dafür entschieden, sich als Schriftsteller mit Pseudonym vorzustellen? Ich hatte ihn nicht gefragt, ob er auch nur einen einzigen Moment an den Verleger gedacht hätte. Könnte es nicht sein, dass dieser zum Verhör geladen werde, damit man die wahre Identität des Autors herausfände? Ich habe ihn nie

gefragt. Ich hatte Angst vor der Angst. Ich hatte Angst, ihm Angst zu machen. Und ich hatte noch keinen einzigen seiner drei Romane gelesen.

Ich hielt das Mobiltelefon in der rechten Hand und presste es an mein Ohr. Mit der linken fuhr ich über meine rechte Schulter und drückte mit dem Zeigefinger auf die Halsschlagader, die auf der linken Seite meines Halses hervortrat. Ich spürte meinen Herzschlag, rasend, die Schläge verfolgten sich gleichsam gegenseitig. Ich hatte Angst, meine Lippen wurden taub, ich spürte die Kälte auf meiner Stirn und unter meiner Nase, wo mir der Schweiß austrat und eine dünne glatte Schicht bildete. Ich konnte seine Stimme nicht mehr hören. Oder, besser gesagt, ich verstand nicht mehr, was er sagte. Ich hörte eine Stimme, die Sätze wiederholte, die miteinander verbunden waren, mit seltsamen Buchstaben, die ebenfalls verbunden waren. Ich sah Buchstaben in einem einzigen Durcheinander vor mir durch die Luft wirbeln. Ich kann mich nur noch an das A und das B erinnern. Die Form der anderen Buchstaben war nicht zu erkennen, weil sie sich voreinanderschoben und sich überlagerten. Dann sah ich, wie er das B in die Länge zog und das A festhielt, während das Hamza wie ein Hut über seinem Kopf hing. Dieses Bild hatte ich jedes Mal vor Augen, wenn wir uns trafen. Ich saß ihm gegen-

über und starrte auf das Hamza über seinem Kopf. Er aber glaubte, ich starre ins Leere, und kümmerte sich wie üblich nicht darum. Vielleicht war es keine Gleichgültigkeit, vielleicht hatte er sich einfach daran gewöhnt, dass ich ins Leere starrte. Denn seit ich ihn besser kannte, hatte ich angefangen, dorthin zu starren, ins Nichts, überallhin, nur nicht in seine Augen, die ich mittlerweile sehr gut kannte. Denn wenn man jemanden gut kennt und seine Geschichte hört und wenn das anfängliche Staunen verschwunden ist, hört man auf zu sehen und beginnt, im Nichts nach einem Ort zu suchen, an den man sich flüchten kann, um nur nicht in die schmerzhaft vertrauten Augen blicken zu müssen.

Dann verklang diese aus dem Hörer dringende Stimme, die die Buchstaben miteinander verband, sodass sie aneinandergereiht waren wie ein Buchstabenzug, mit dem man Kindern das Alphabet beibringt. Die vor mir herumwirbelnden Buchstaben verschwanden. Sie lösten sich auf, und an ihre Stelle trat das Geräusch eines harten Klatschens.

Ich wusste es ...

Von Anfang an hatte ich gewusst, dass der Anruf mit einem harten Klatschen enden würde. Denn wenn ich einige Augenblicke oder auch nur einen kurzen Moment – das machte keinen Unterschied – schwieg, begann er sich ins Gesicht zu schlagen. Mit der rechten Hand schlug er sich kräftig auf die rechte Wange. Ich hörte den Aufprall seiner Hand auf seiner Wange, und ich sehe jetzt – oder stelle mir jetzt vor –, wie sie rot wird. Die Wucht des Schlagens mit seiner Hand drang durch seine äußerst dünnen Barthaare. Diese Schatten, die der Bart auf seinen Wangen

hinterließ, wurden durch die Spuren seiner fünf Finger in Mitleidenschaft gezogen. Mit allen fünf Fingern schlug er zu, mit der ganzen Hand, um sich Erleichterung zu verschaffen, um Schmerz zu empfinden. Er hatte mir einmal gesagt, dass er den Augenblick, wenn der Schmerz nachlasse, genieße. War dies der Grund? Ohrfeigte er sich selbst, um erst den Schmerz zu spüren und dann den Genuss, sobald dieser leichte Schmerz nachließ? Oder geißelte er sich? Meine irakische Kommilitonin an der Hochschule der Bildenden Künste sagte immer, wenn sie mit einer Enttäuschung konfrontiert werde oder mit Naivität, oder irgendeiner anderen Haltung, die Geduld erfordere: »Soll ich mich geißeln?« War es das, was sie mit geißeln meinte? Ich stellte mir vor, wie sie sich schlug, während ich das Geräusch hörte, das seine Hand machte, als sie auf sein Gesicht prallte. Ich schwieg weiter, denn ich wusste nicht, wie ich ihn vom Weiterschlagen abhalten sollte, ich kann mit solch absurden Situationen nicht gut umgehen. Ich werde verlegen. Ich habe keine Angst, aber ich werde verlegen, und diese Verlegenheit frustriert mich. Dann legte er wie üblich auf, ich hörte nichts mehr. Ich dachte an Hände. Ich habe mich noch nie selbst geschlagen, aber ich umarme meinen Körper mit meinen Händen. Ich mache das oft, ich weiß nicht einmal, wann ich es zuletzt gemacht habe. Ich lege meine Arme über Kreuz um meinen Körper, sodass meine Finger meinen Rücken berühren. Ich umarme mich selbst und streiche über meine Haarsträhnen und flüstere: »Hab keine Angst, Liebes, atme ganz langsam und ganz tief ein ... Hab keine Angst! Es ist eine neue Panikattacke. Das geht vorbei. Atme ganz ruhig!«

Ich fuhr mit dem Auto. Die Straße verlief ansteigend,

wohin, wusste ich nicht. Und ich saß gleichzeitig auf dem Beifahrersitz neben meinem Ich, das das Auto fuhr. Ich schwöre, dass ich dort auf dem Beifahrersitz rechts vom Fahrer saß. Und dass ich es war, die das Auto steuerte. Aber ich fand mich nicht, auch nicht einen einzigen Augenblick, auf dem Beifahrersitz. Ich war immer auf dem Platz des Fahrers, und mein Ich saß neben mir und schaute mich von Zeit zu Zeit an. Mein Ich, das neben mir saß, war überhaupt nicht beunruhigt. Während ich, die das Auto aufwärts fuhr, fast starb vor Sorge und Angst. Auf der anderen Straßenseite war ein weites Meer, dessen Wasser sich so weit ausbreitete, wie der Blick reichte. Es wehte ein heftiger Wind. Ich hasse Wind. Ich halte Kälte aus, so beißend sie auch sein mag, ich ertrage auch strömenden Regen, ich ertrage das Wasser auf meinem Körper und genieße dieses stürmische Prasseln. Aber ich hasse Wind und habe Angst vor dem Geräusch, das Rauschen bringt mich ins Schwanken, und ich habe das Gefühl, dass der Wind mich fortreißt, dass ich mein Gleichgewicht verliere. Sogar wenn ich mich zu Hause verstecke, versetzt mich das Rauschen des Windes in Panik. Ich fuhr aufwärts, und der Sturm trug Unmengen von salzigem Meerwasser mit sich und ließ es auf der anderen Straßenseite herabregnen, dort, wo ich mit mir selbst im Auto fuhr. Ich hatte es eilig, den Gipfel zu erreichen, wo mein Haus stand. Ich weiß nicht, ob ich dort wohnte, aber es war das Haus, das ich voller Ungeduld so schnell wie möglich erreichen musste. Ich wunderte mich darüber, dass mein Herzschlag während der Fahrt hinauf immer hastiger wurde. Ich wunderte mich deshalb, weil ich schließlich nicht hochlief, sondern nur mit den Zehenspitzen auf das Gaspedal drücken musste, um das Auto zu be-

schleunigen. Aber mein Herz schien vor dem Keuchen seiner Schläge schier zu bersten. Ich schaute mich an und sah, dass mein Ich das Meer betrachtete, das sich langsam und unbekümmert über uns stülpte, als säße es am Strand und genösse die warme Maisonnette und das Lachen der Mütter und der glücklichen Kinder, die sich freuten, weil der Sommer gekommen war. Ich fuhr schneller, um zu vermeiden, dass mich das Meer verschlang. Obwohl ich in Wahrheit keine Angst vor dem Meer habe. Wasser erschreckt mich nicht. Ich bin eine gute Schwimmerin, ich reite auf den Wellen, und mein Körper passt sich den Bewegungen des Wassers und der Wellen an. Es ist Nassim, der Angst vor dem Meer hat. Er schwimmt immer quer zum Strand. Er sagt, es schnüre ihm die Kehle zu, wenn seine Füße den Sand nicht berühren könnten. Nassim kann gut schwimmen, damit hat es nichts zu tun. Aber sobald er ins Meer geht und seinen Körper ins Wasser taucht, wird er schwer wie ein Felsbrocken. Und dieses Gewicht behindert seine Bewegungsfähigkeit, sodass er wie ein kaum einjähriger Säugling um sich schlägt. In jenem Moment aber, als ich mit dem Auto hinauffuhr, als mein Herz vor Angst raste und ich so nass war wie ein vollgesogener Schwamm, war Nassim nicht bei mir. Wirklich, ich triefte am ganzen Körper, das Wasser floss aus mir heraus wie aus einem Schwamm. Nassim, der Angst vor den Wellen und dem Meer hat, war nicht bei mir. Ich war mit mir allein. Was bedeutete das? War etwa Nassim die Angst, die meine Poren geöffnet hatte und den Schweiß in Strömen zum Fließen brachte? Auch wenn er körperlich nicht anwesend war, so ist seine Seele doch in meine gepflanzt, tief in mich, in die Höhle meiner Fantasie und die Windungen meines Gedächtnisses, in die



Erinnerungen, die ich gelebt habe, und jene, denen ich noch nicht begegnet bin! Warum sonst verspürte ich so große Angst? Der Beweis für meine Empfindungen war, dass ich ihn kurze Zeit später an einem anderen Ort traf. Ich weiß nicht, wo genau! An einem Ort wie ein Flughafen. Und hier befallen mich eine ganze Menge Ängste, die mit dem Gedränge und dem Anblick von Menschen mit Koffern zu tun haben, die laufen, keuchend; mit einem Flugzeug, mit Fliegen, mit Absturz, mit Tod. Aber ich hatte keine Angst! Als hätte ich mir kurz vorher Nassims Angst vor dem Meer, dem Wasser und dem Ertrinken ausgeliehen und mich jetzt, am Flughafen, meiner eigentlichen Angst entledigt und hätte sie vergessen. Ich ersetzte meine Angst vor dem Himmel mit seiner Angst vor der Erde oder jenem Stück Erde, das von Wasser überflutet ist. Ich saß an einem großen Tisch. Nassim saß ein Stück von mir entfernt. Neben mir sah ich zufällig Kamil sitzen, er trank seinen Kaffee und rauchte. Ich fragte ihn nicht, wie er sich erdreisten könne, am Flughafen zu rauchen. Und ich wunderte mich auch nicht darüber, dass er neben mir saß. Ich fragte ihn nicht, wie er hierhergekommen sei. Er schaute mich wie üblich durch eine Rauchwolke an, die aus seinem Mund und den Nasenlöchern waberte. Er schimpfte mit mir. Er sagte, ich hätte mich all die Jahre nicht verändert. Ich hätte keinen Schritt nach vorn getan, ich würde aufstehen, mich hinsetzen, reden, essen, trinken, rauchen und denken, aber ich hätte mich keinen einzigen Schritt weiterbewegt. Mir war unbehaglich zumute. Was hatte ihn hierhergeführt, warum schimpfte er mit mir und bewirkte, dass ich nach all diesen Jahren von mir selbst enttäuscht war. Ich lieh mir seinen Satz aus: »All diese Jahre.« Dabei waren es

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Dima Wannous**Die Verängstigten**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 12,5 x 20,0 cm  
ISBN: 978-3-89667-627-6Blessing

Erscheinungstermin: August 2018

Als Suleima im Wartezimmer eines Psychologen Nassim, einen Arzt und Schriftsteller, kennenlernt, entspinnt sich zwischen den beiden eine Amour Fou, die viele Jahre andauert. Als in Syrien der Krieg ausbricht, flieht Nassim nach Deutschland und lässt nichts mehr von sich hören. Doch eines Tages erreicht Suleima ein Manuskript ihres Freundes. Bei der Lektüre stellt sie fest, dass Nassim eine Geschichte erzählt, die sehr viel mit ihrer eigenen zu tun hat. Salma, die Protagonistin aus Nassims Manuskript, erzählt von dem schwierigen Verhältnis zu ihrer Mutter, vom frühen Tod des Vaters und den Schwierigkeiten, mit Eltern aufzuwachsen, die unterschiedlichen Religionen angehören, in einer Familie, die von der Diktatur zermalmte wurde.

Für Suleima wird die Lektüre von Nassims Manuskript zu einer Reise zu sich selbst, in magischen Traumbildern arbeitet sie ihre eigene Vergangenheit auf, beginnt ihre Geschichte zu begreifen und macht sich schließlich auf die Suche nach der Frau, die ihr Schicksal teilt.

Das eindringliche Zeugnis einer von gesellschaftlichen und politischen Wirren beschädigten Biografie, die das Schicksal einer ganzen Generation wiederspiegelt, erzählt in einer kraftvollen und poetischen Sprache von einer der wichtigsten Stimmen der arabischen Gegenwartsliteratur.

[Der Titel im Katalog](#)